

Feuilleton

TIN LIZZY

Die Volksliesel

VON HARALD JÄHNER

Rückblickend gesehen, sieht das Ding geradezu niedlich aus. Der Ford T, gebaut seit 1908 zunächst als Zweisitzer, war ein spilleriges Gefährt mit dünnen Speichenrädern und einer hoch aufragenden Kabine, die stark an die Pferdekutschzeit erinnerte. Einen Elchtest hätte der Wagen nie bestanden.

Weniger niedlich ist die tolle Kiste, wenn man sich den Grad ihrer Verbreitung vorstellt. Ein Autor des WDR hat sich mal ausgemalt, wie es aussah, wenn ein motorisierter Besucher eines Fußballstadions nach Ende des Spiels sein Auto suchen wollte. Von 1 000 geparkten Wagen waren 700 Ford T – und alle schwarz. Andere Farben ließ Henry Ford, der heute vor 150 Jahren geboren wurde, nicht zu. Schwarz trocknete am schnellsten – für Ford, den konsequentesten Pionier der Fließbandtechnik, war Schnelligkeit das wichtigste Rentabilitätskriterium.

Überhaupt nicht niedlich ist die Blechliesel (Tin Lizzy) aber, bedenkt man die später Fordismus genannte Produktionsweise, mit der sie hergestellt wurde. Die Arbeiter mussten am Band die immergleichen Bewegungen ausführen. Der Produktionsprozess wurde in kleinste Schritte zerlegt, die stur wiederholt wurden, in seiner Präzision nur übertroffen vom später entwickelten hirnlosen Roboter.

Von der Komplexität seines Produkts musste ein Fließbandarbeiter nichts verstehen, groß angelehnt zu werden brauchte er auch nicht. Er war ein reflexhaftes Teil der Maschinerie, ihr weiches, flexibles Glied, das sich ihrem Rhythmus mechanisch unterwerfen musste.

Es war Charlie Chaplin, der dem Fließbandarbeiter ein Denkmal setzte, indem er im Film „Modern Times“ ein solch humanoides Maschinenteil unvergesslich verkörperte. Dieses, schwarz gelockt, kurzer Schnurbart, kommt von der monotonen Drehbewegung am Band nicht mehr herunter und macht sich mit seinen Schraubschlüsseln über den großen Busen einer Dame her, deren Kleid mit zwei schraubenmutterartigen Gebilden geschmückt ist.

Der Gerechtigkeit halber muss man erwähnen, dass Henry Ford seine Arbeiter außerordentlich gut bezahlte. In drei Monaten verdienten sie, was ein Ford T kostete. Zum Fordismus gehört eben auch die Überzeugung, Massenproduktion brauche Massenkraft. Wer kleine Preise durch große Stückzahlen erzielen wollte, müsse auch Löhne zahlen, die Massenkonsum ermöglichten. Gewerkschaften duldeten Ford in seinem Werk freilich nicht. Im Gegenteil, sein Wachsstum bekämpfte jede Opposition.

Diese Vision einer prosperierenden Massengesellschaft gefiel auch Adolf Hitler. Er war ein Bewunderer Henry Fords, nicht nur wegen dessen perfidem Antisemitismus.



Farbpulver-Schlacht am Berliner Olympiapark. Wir fragen uns, was das für welche sind, permanent jut druff und mit einem großen Hang zur Niedlichkeit.

IMAGO

Absolut Kultur

Wortgeklingel – Wie der italienische Soziologe Francesco Masci den Hype um Berlin interpretiert

VON IRIS HANIKA

Francesco Masci, ein in Berlin lebender italienischer Soziologe, der auf Französisch schreibt, hat in dem Pariser Verlag Editions Allia ein Buch über Berlin veröffentlicht. Diese Beschreibung reiht sein Buch sofort in die imperative Internationalität ein, die derzeit in den zentralen Bezirken Berlins herrscht und es zur aktuellen Welthauptstadt macht, natürlich nicht unbedingt zur Freude derer, die schon da waren, bevor es Facebook und Twitter gab, bevor Diskotheken „Clubs“ hießen, womöglich schon, bevor die Mauer fiel. (Wahnsinn!)

Wir Altberliner wundern uns einseitig natürlich gar nicht darüber, dass der Rest der Welt Berlin genauso toll findet wie wir selbst, andererseits verstehen wir aber nicht so richtig, was diese jungen Leute eigentlich hier wollen, warum die auf uns niedergegangen sind wie die Heuschrecken. Wir fragen uns, was das für welche sind, permanent jut druff und mit einem großen Hang zur Niedlichkeit. Womöglich müsste unterschieden werden zwischen jungen Amerikanern einerseits und jungen Spaniern, Italienern, Griechen andererseits, denn Letztere kommen eher nicht als fiktive Subjektivitäten in die absolute Kultur (siehe unten), sondern weil sie hier etwas Besseres finden als die Hoffnungslosigkeit in ihren ausgepowerten Heimatländern.

„Die Ordnung herrscht in Berlin“ hat Francesco Masci sein Buch betitelt („L'ordre règne à Berlin“, 112 Seiten, 6,20 Euro). Denselben Titel trug der am 14. Januar 1919 in

der Roten Fahne erschienene letzte Artikel von Rosa Luxemburg. Allerdings ging es ihr nicht darum, dass sich, was Masci für das heutige Berlin konstatiert, Ordnung und Gehorsam mit Freiheit und Chaos verschmolzen hätten, vielmehr zierte sie damit, wie an der ungelassenen Satzstellung leicht zu erkennen, trotz, zynisch, ironisch die bürgerliche Presse, die dem Polizeipräsidenten Noske für sein letztes Blutbad Beifall zollte. Ansonsten handelt ihr Artikel davon, dass die Revolution trotz aller Niederlagen siegen wird, weil sie siegen muss. Sodass Mascis Titelwahl zwar hübsch klingelt, aber mit Rosa Luxemburgs Artikel tatsächlich gar nichts zu tun, vielmehr etwas Hautgout hat, wenn man weiß, was wir wissen, dass Rosa Luxemburg nämlich fünf Tage später auf besonders widerliche Weise ermordet wurde.

Dass die Umstände von Rosa Luxemburgs Tod in Berlin nicht vergessen sind, widerlegt sofort einen von Mascis zentralen Punkten. Er ist nämlich der Ansicht, Berlin befinde sich aktuell jenseits von Geschichte und Politik in einem Zustand, den er „absolute Kultur“ nennt, es sei das prophezeitliche „Königreich der Ereignisse“, in dem die Leute in ihrer Eigenschaft als „fiktive Subjektivitäten die Würde und Autonomie wiederfinden, die ihnen die Gesellschaft gegen die Tyrannei des Staates versprochen hatte“. Politik aber ä-

berere sich höchstens noch in Form von Hausbesetzungen oder gelegentlichen Graffiti, die mit einem A in einem Kreis gezeichnet sind; beides diene in erster Linie dem Stadtmarketing.

Fiktive Subjektivitäten, absolute Kultur: das sind die zwei zentralen Begriffe in Mascis Buch, sie durchklingeln es als Leitmotiv, und auch sonst wird breit geschossen. Berlin sei der Vorposten einer Kapitulation vor der Fiktion des autonomen Individuums, nicht das Symbol, sondern der reale Ort, an dem sich

„der konfliktreiche Prozess zwischen Fakten und Fiktion“ austrage, der die ganze Moderne begleitet habe zur „Vertreibung des Politischen durch das dreiköpfige Monster Moral – Ästhetik – Wirtschaft“. Dieser Kampf um die Vertreibung des Politischen sei in Berlin mittels Assimilation der Gesellschaft an die absolute Kultur gewonnen worden. Nun werde Berlin von fiktiven Subjektivitäten bevölkert, die ihr nicht-exemplarisches Privatleben in einem fort veröffentlichten müssen, um sich zu versichern, dass es überhaupt stattgefunden hat. Als Beleg für die Ordnung, die in Berlin herrsche, führt Masci die dem Kopfnicken des Türstehers brav gehorchenden Schlangen vor dem Berghain an sowie das geordnete Räumen der Volksbühne nach der Vorstellung. Bisschen dünn. Und warum so viele einstige Bewohner der Sowjetunion nun hier leben, erklärt er auch nicht.

Als Beleg für die Ordnung, die in Berlin herrsche, führt Masci den Türsteher vor dem Berghain an.

Aber eine Revolution wird nicht vorbereitet, das ist klar. Wozu auch.

Masci bindet seine Analyse durchaus in die Geistesgeschichte ein, als Referenz dienen ihm Thomas Morus' „Utopia“ und Tommaso Campanellas „Sonnenstaat“; beide Utopien sieht er in Berlin im Prinzip verwirklicht. Und er geht auch ein Stück mit Franz Biberkopf durch die Stadt, aber nur bis zur Huttenstraße, wo mit der AEG-Turbinenfabrik eine der „hybriden Maschinen“ steht, „die den Vorsprung der absoluten Kultur abgesteckt, ihre Inbesitznahme der modernen Geschichte orchestriert haben“. Er weiß auch, dass West-Berlin schon so ähnlich war wie jetzt – nein, eben nicht ganz Berlin, sondern nur einige Innenstadtbezirke.

Als Soziologe verweist er am Rande durchaus immer wieder darauf, dass der Hype am Ende nur wirtschaftlichen Zwecken diene, mit anderen Worten: der Geldvermehrung bei wenigen auf Kosten vieler, und, das kann man diesem Buch nun doch entnehmen, dass die allgemeine Niedlichkeit der jugendlichen Massen zu einer lackierten Stadt führen wird, in der nur noch Reiche angenehm werden leben können. In Paris ist das jetzt schon so. Wir sind auf dem Weg dorthin, und vielleicht könnte Mascis Buch als Warnung davor gelesen werden. Haltet ein. Wenn nur seine Begriffe etwas weniger klingeln würden.

Von der Schriftstellerin Iris Hanika ist zuletzt der Roman „Tanzen auf Beton“ erschienen (Droschl 2012).

NACHRICHTEN

Bund unterstützt Hochwasserschutz von Papier

Mit rund 300 000 Euro unterstützen Bund und Länder in diesem Jahr 25 Projekte zur Bewahrung schriftlichen Kulturgutes vor Brand- und Hochwasserkatastrophen. Mit dem Geld werden Vorhaben zur besseren Notfall- und Schadensvorsorge gefördert, teilte Kulturstaatsminister Bernd Neumann (CDU) am Montag in Berlin mit. Zudem soll der Erhalt von Sonderformaten unterstützt werden. Großformatige Pläne, Plakate oder Folianten stellen in der Überlieferung von Archiven, Bibliotheken und Museen besondere Bedingungen an Lagerung und Benutzung. Zu den Modellprojekten gehört auch die Stiftung Deutsche Kinemathek. (epd)

Übersetzer Friedhelm Rathjen erhält Paul-Celan-Preis

Der Paul-Celan-Preis geht in diesem Jahr an den in Schleswig-Holstein lebenden Übersetzer Friedhelm Rathjen. Er erhält die mit 15 000 Euro dotierte Auszeichnung für sein Gesamtwerk, wie der Deutsche Literaturfonds am Montag in Darmstadt mitteilte. Die Jury würdigte vor allem Rathjens Neuübersetzung des Romans „Ein Porträt des Künstlers als junger Mann“ von James Joyce. Sie verfüge über ein „beeindruckendes sprachliches Register, zwischen kindlichem und erwachsenem Sprechen, zwischen Umgangssprache und gelehrtem Diskurs“. (dpa)

Jugendbuch über Flüchtlinge wird ausgezeichnet

Anna Kuschnarowa erhält den diesjährigen Gustav-Heinemann-Friedenspreis. Sie bekommt die mit 7 500 Euro dotierte Auszeichnung für ihr Buch „Kinshasa Dreams“, wie Nordrhein-Westfalens Jugendministerin Ute Schäfer (SPD) am Montag mitteilte. Der Roman beschreibe „auf aufregende Art die Situation von Flüchtlingen und das Schicksal von Afrikanern, die in die Illegalität und in ein Schattendasein auf einem fremden Kontinent fliehen müssen, weil sie in ihren Heimatländern bedroht werden“. (KNA)

Meese-Prozess um Hitlergruß wird vertagt

Im „Hitlergruß-Prozess“ hat die Richterin am Montag angekündigt, dass sie die Geste des Künstlers Jonathan Meese vom 4. Juni 2012 als Teil einer Performance werten könne. Allerdings bleibe die Frage, ob die Kunstfreiheit in diesem Fall Vorrang vor dem sogenannten Rechtsgüterschutz habe. Das Verfahren wurde vor dem Amtsgericht Kassel am zweiten Verhandlungstag erneut vertagt. Der Prozess gegen den 43-Jährigen soll nun am 14. August fortgesetzt werden. „Endlich geht es um die Kunstfreiheit. Das ist toll“, sagte Meese. „Wir sind mit dem Verhandlungsverlauf zufrieden“, betonte sein Anwalt Pascal Decker, man begrüße die Sichtweise des Gerichts. (dpa)

U s N t T r E i R c M h

L I C H T Ein Film aus meiner Wirklichkeit

VON THOMAS WENDRICH

Seit Langem wusste ich, dass ich meine Frau, die ich dereinst so liebte und deren Liebe mir so grausam zur Last geworden war, verlassen musste. Der Schritt war gewagt und die Freiheit wunderbar. Nachdem sie mir drohte, sich umzubringen, hatte sie sich endlich beruhigt und wünschte nunmehr mir den Tod. Die letzten Tage hatte ich mich versteckt und war von der Arbeit nicht nach Hause, sondern zu einem Freund gegangen. Auf dem Weg ins kleine Filmtheater in meiner Straße spürte ich deutlich, wie viel mir daran lag, meine neue Lebenssituation auszufüllen.

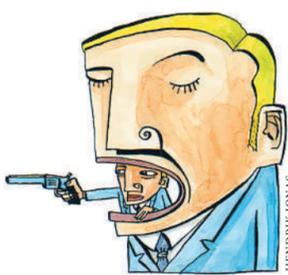
Am verrauhten Tresen im Vorraum drängten sich die alten Gesichter. Der Film hatte kaum begonnen, als ich mich in den abgewetzten Klappstuhl hinabließ. Es ist merkwürdig, in einen Kinofilm zu gehen, der in der Stadt spielt, in der man lebt oder gar geboren wurde. Die Protagonisten betreten Wege, die man selber zurückgelegt hat, die man noch vor drei Stunden von der Arbeit nach Hause geeilt ist.

Eine Frau, die, auf französische Art gefilmt, so zu sehen war, eilte über den Platz, auf dem ich mir am Morgen mein Schubband gebunden hatte. Sie bekam mit allerlei filmischen Raffinement böse Gedanken in den Kopf geschnitten, und obwohl man ihr Gesicht noch nicht gesehen hatte, wirkte sie sehr entschlossen, ihrem Zorn mit einer unheimlichen Tat ein Ventil zu geben. Den Regisseur liebte ich dafür, dass er die Figuren so präzise ent-

warf und die örtliche Recherche so genau in das Geschehen einband.

Gerade hatte die Frau den Mantel eines Mannes gestreift, der in eine kleine Bar ging. Ziellos wie es schien. Oder doch nicht? Sie schaute ihm hinterher, als habe sie etwas vor mit ihm, vom dem sie noch nicht wusste, was es werden würde. Ein Hauch von Glück bewegte eine Laune verlorener Jugend in ihr. Statt dem Mann zu folgen, begab sich die Frau in den Hof des Nachbarhauses zu den Stufen eines Kellerabtritts.

Mit offenen Augen träumend sank ich weiter ein in die Stadt, die



HENDRIK JONAS

ich so gut kannte. Schon sah ich mich als Kind über die Straßen des Films gehen. Hörte die vertrauten Geräusche, wusste auch das Schlupfloch wieder, das mich vor langer Zeit kostenlos in dieses Kino geführt hatte: Eine kleine

Treppe hinter der Leinwand, durch den Keller zu erreichen. Mit meinem Freund sah ich damals Filme, die weder für unsere Augen bestimmt noch für unser Alter gemacht waren.

Vom Tresen her drang lautes Gelächter einer Geburtstagsrunde in den Kinosaal. Die Atmosphäre des Films hellte sich dadurch ungewollt auf. Der Jubilar erzählte den Witz

über die Tiere des Waldes. Ich musste lachen und sah, dass die Frau nun ebenfalls in ein Kino gegangen war. Es berührte mich, dass sie gleich mir Zuflucht in einer anderen Welt suchte.

Es wurde klar, dass sie sich nicht zum Spaß in das Dunkel begeben hatte. Lautlos bewegte sie sich die Treppen des Kinosals hinauf. Die Begegnung der beiden schien nun kurz bevor zu stehen. Vielleicht hatte sie gewusst, wo der Mann im Mantel sich vergnügen würde. Ich sah nun erstmals das Gesicht der Frau, oder jene Schemen, die mir der leichte Schein der EXIT-Lampe zuließ. Die Frau, die ich noch immer nicht richtig erkennen konnte, obwohl sie mir aus einem anderen Film bekannt vorkam, schaute direkt in die Kamera und somit auf mich, was mich angenehm beteiligte an ihrem Vorhaben, sich für zuteil gewordenen Leid zu rächen.

Ich richtete mich leicht auf, um über den Scheitel meines Vordermanns hinweg besser sehen und erkennen zu können. Es wurde unruhig hinter mir. Das kurze Blitzen einer Klinge bestätigte mir die Absicht der Frau. Belustigt dachte ich, dass beim Lärm, der nun auch musikalisch aus dem Tresenraum drang, ihre Tat unbemerkt bleiben würde.

Mir stockte der Atem, denn ich sah nun zum ersten Mal das Gesicht des Opfers, welches sich, sei es durch ein verräterisches Geräusch, sei es durch den vertrauten Geruch seiner Frau alarmiert, aufrichtete. Der Mann hatte gemerkt, dass er gemeint war. Und wie er sich zu seiner Frau umdrehte, schnitte der blanke Stahl lautlos in seine Kehle. Etwas zu sagen, war mir unmöglich. Ich erkannte die grünen Lederhandschuhe, die ich meiner Frau zu ihren grünen Augen geschenkt hatte.

Wie das Licht anging!